BAYERISCHE AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN
PHILOSOPHISCH-HISTORISCHE KLASSE
SITZUNGSBERICHTE · JAHRGANG 1967, HEFT 5

HUGO KUHN

Aspekte des dreizehnten Jahrhunderts in der deutschen Literatur

Vorgetragen am 5. Mai 1967

MÜNCHEN 1968
VERLAG DER BAYERISCHEN AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN
In Kommission bei der C. H. Beck'schen Verlagsbuchhandlung München

Druck der C.H.Beck'schen Buchdruckerei Nördlingen
Printed in Germany

Die germanistische Literaturgeschichte hat sich – anders als ihre umfassendere Philologie – im Lauf des neunzehnten Jahrhunderts auf einen Literaturbegriff festgelegt, der trotz aller methodischen Revolutionen vom Positivismus durch die Geistesgeschichte bis zur strukturalistischen Ästhetik von gestern unangefochten blieb.[1] Sie sah ihren Gegenstand vorzüglich in der „schönen Literatur", im Deutschen hypostasiert zur „Dichtung", gegründet auf Genie und Originalität als psychologische Wurzeln. Heute wird von vielen Seiten her eingesehen, daß dieser Gegenstandsbegriff zu eng ist, historisch angewendet anachronistisch.[2]

Ein sichtbares aber selten wahrgenommenes Symptom dafür ist die literarische Situation der Gegenwart. Einerseits können wir heute dank der modernen Kommunikations- und Reproduktionstechniken Literatur wie Kunst und Musik allerverschiedenster Gattungen aus allen Zeiten und Kulturen allgegenwärtig aufnehmen – sie werden dabei freilich mehr und mehr zur Kulisse einer geschichtslosen Konsumenten-Gegenwart. Andrerseits mußte die künstlerische „Moderne" – die nun auch schon bald ein Jahrhundert alt ist – sich dagegen wehren, sich eine neue Aktualität retten: durch Überspielen aller traditionellen „Dichtungs"- oder „Kunst"-Gattungen und -Funktionen; durch kritisches Bewußtmachen neuer Funktionen von Sprache, von Formen und Farben und Tönen jenseits der „Kunst" und der „Abbildung"; durch analysierende und objektivierende Abstraktion ihrer Gestaltungsmittel.[3] Vom Sinn oder Wert dieser Kunst-

[1] Eine knappe Andeutung des systematischen Teils dieses Vortrags (I) und eine ausführlichere Überschau über die literarische Situation des deutschen 13. Jahrhunderts nach den einzelnen Gattungen (hier II) gibt das Nachtragskapitel meines Buches Minnesangs Wende, [2]1967, S. 159–196.

[2] Vgl. zuletzt Friedrich Sengle, Die literarische Formenlehre. Vorschläge zu ihrer Reform, 1967.

[3] Belege für diese – längst zum Gemeinplatz gewordenen – Gesichtspunkte anzuführen ginge ins Unabsehbare. Neben dem heute wiederentdeckten Walter Benjamin dürfte man den zu Unrecht vergessenen Julius Meier-Graefe nicht übersehen.

revolution in all ihren Phasen sei hier nicht die Rede. Nur von ihrer Symptomatik für die literarhistorischen Kategorien. Als Gegenstand zwar hat die Literaturwissenschaft – wie die anderen Kunstwissenschaften – nach anfänglichem Abscheu die Moderne fast fanatisch erobert und kauft heute auch längst wie ein ängstlicher Museumsdirektor auf Zukunft. Als methodischen Anreiz aber hat sie die Moderne noch wenig genutzt. Dabei birgt deren Appell natürlich auch methodische Gefahren: auch den literaturwissenschaftlichen Kategorien droht die Geschichtslosigkeit der modernen Konsumkulisse (zu der sich ja auch die künstlerische Moderne soziologisch längst wieder verdammt sieht), oder eine anachronistische Anwendung abstrakter Kunstprogramme auf die Vergangenheit. Andrerseits weist der Appell der Moderne uns doch auf eine methodische Befreiung unserer Kategorien hin, ähnlich wie es vielfach auch die neue Wissenschaftslogik insbesondere der Naturwissenschaften tut: Befreiung von anachronistisch gewordenen „Kunst"-, „Ausdruck"- oder „Abbildungs"-Theorien und Gattungsdogmen der Literatur, Befreiung zu dem Versuch, mit allen methodischen Kriterien von heute den Gegenstand der Literaturgeschichte, also Funktions- und Gestaltmodelle und Qualitäten der Texte aus der Sprache selbst und für jede historische Epoche eigens neu zu bedenken. In diesem Sinn seien hier I. drei methodische Vorüberlegungen zu unserem Thema, II. einige Beispiele ihres Gebrauchs vorgetragen.

I.

1. Das Feld der Beobachtungen und Schlüsse jeder Philologie sind „natürliche Sprachen"[4] und ihre Texte. Deutsch ist im

[4] Natürliche Sprachen: Zur Unterscheidung von den logisch formalisierten Sprachen, deren Grundlagenforschung (auch über ihr Verhältnis zu ihren „Metasprachen") und Anwendung in Naturwissenschaften und Technik sowie in breiten Teilen der Sozialwissenschaften schon den wirksameren Teil unserer Gegenwart beherrschen. Soweit die moderne Wissenschaftstheorie beide „Sprachen" übergreifend erörtert, habe ich sie dankbar aber höchst unzulänglich, wie mir bewußt ist, zu benutzen versucht. – Allgemeinste Einführung: W. Stegmüller, Hauptströmungen der Gegenwartsphilosophie, (Kröners Taschenausgabe 308) ^{3}1965.

Mittelalter eine der europäischen Volkssprachen, sogar eine „Nationalsprache", wenn man nur das Wort richtig verstehen will je nach dem geschichtlichen Bewußtsein seiner Zeit.[5] Uns zugänglich ist jede dieser Volkssprachen – so lange vor dem Zeitalter der Tonbänder – natürlich nur schriftlich, vorwiegend in Handschriften. Deren Material, Technik, Schriften und Schreiber entstammen jedoch der lateinischen Schriftkultur des Mittelalters.[6] In ihrem Umkreis machen deutsche Texte, die es seit dem 9. Jahrhundert gibt, einen verschwindend geringen Teil aus; noch im Ausgang des Mittelalters ist es – obwohl Statistiken erst jetzt versucht werden[7] – sicher der weitaus kleinere Teil. Denn: die lateinische Schriftkultur Europas im Mittelalter – auf die griechische kann ich nicht eingehen – ist die der römischen Kirche, ihrer Kleriker, der *litterati*:[8] Schriftkultur des Kults, der Theologie, des kanonischen Rechts, der Seelsorge in Theorie und interner Praxis, der Poesie der Kirche und der Gesellschaftskultur der „Literaten", der Verwaltung – schriftliterarische Verwaltungshilfe und Geschichtsreflexion auch für Staat, Gesellschaft

---

[5] Nationalsprache und Nationalliteratur: diese Begriffe bezeichnen hier zunächst einfach das Faktum, daß die volkssprachlichen Literaturen des Mittelalters gebunden sind an einzelne, unterschiedliche Sprachen und ihre Sprecher – wie immer deren Bewußtsein im Mittelalter zwischen christlichem Universalismus und herrschaftlichem Partikularismus sich verhielt.

[6] Handbücher: Wilhelm Wattenbach, Das Schriftwesen im Mittelalter,[3] 1886, Nachdruck [4]1958; Geschichte der Textüberlieferung der antiken und mittelalterlichen Literatur von Herbert Hunger, Otto Stegmüller [u. a.], Bd. 1, 1961, S. 25 ff.; Bernhard Bischoff, Paläographie, in: Deutsche Philologie im Aufriß, Bd. 1, [2]1957, Sp. 379–451; Hans Foerster, Abriß der lateinischen Paläographie, [2]1963.

[7] Literaturstatistiken des Deutschen im Mittelalter und ihre Probleme behandelten mehrere meiner Seminare in den letzten Jahren, deren Teilnehmern sowie den dort und daraus entstandenen Arbeiten ich zu danken habe. Die Sprachgeschichten geben kaum Andeutungen.

[8] Zu „litteratus" und „illitteratus" im Mittelalter vgl.: E. Auerbach, Literatursprache und Publikum in der lateinischen Spätantike und im Mittelalter, 1958, S. 177–259 passim; E. R. Curtius, Europäische Literatur und lateinisches Mittelalters, [6]1967, Register; H. Grundmann, Litteratus – Illitteratus, Archiv für Kulturgeschichte Bd. 40, 1958, S. 1–65; ders., Dichtete Wolfram von Eschenbach am Schreibtisch?, Archiv für Kulturgeschichte Bd. 49, 1967, S. 391–405.

und Wirtschaft der Laien höchsten Ranges![9] – und schließlich der Schulen und damit der gesamten wissenschaftlichen Arbeit, die aus der Spätantike hervorging und auch nach den Umwälzungen der Scholastik und noch des Humanismus beim Latein blieb – bis tief in die Neuzeit. Zwar in bestimmtem Sinn eine „Kunstsprache" (wie es deren oft in gemischten Hochkulturen gibt unter typologisch entsprechenden historischen Verhältnissen), ist also Latein im Mittelalter, nach Gebrauch und Literatur und vielfacher Einwirkung auf die romanischen und nichtromanischen Sprachen und Literaturen Europas, doch Träger einer so differenzierten Schriftkultur, daß die überlieferten Texte zwar kulturhistorisch nur als Einheit verstanden werden können, schon von ihren spätantiken Wurzeln her und deren tausendjähriger Schriftkultur; beschrieben und erforscht werden können sie jedoch nur durch die Arbeitsteilung all der mediävistischen Einzelwissenschaften auf religiös-kulturell-historischem, einzelfachlichem und literarischem Gebiet – anders als die Texte einer Volkssprache im Mittelalter (s. im Folgenden), ähnlich aber wie die der Neuzeit und der neusten Zeit. (Schon das macht den gelegentlich aufgetauchten Plan einer literarischen Gesamt-Mediävistik zur Illusion.)

Deutsch dagegen ist wie die anderen Volkssprachen im Mittelalter Sprache der *illitterati*, der Laien und ihrer zunächst ausschließlich und bis ins 14./15. Jahrhundert noch vorwiegend mündlichen Kultur. Dieses Deutsch des Mittelalters als Sprache und Lebens- und Literaturform kann also nur aus Indizien erschlossen werden,[10] fast nur aus den überlieferten Schrifttexten. Jeder deutsche Schrifttext des Mittelalters aber ist, wie gesagt, schon vom Schreiben her ein Vermittlungsprodukt zwischen mündlich volkssprachlicher Laien- und schriftlich lateinischer

---

[9] Aus dieser Mitwirkung der kirchlichen Schriftkultur an der laikalen Staatlichkeit des Mittelalters seit deren Anfängen ergibt sich die Tatsache, daß das lateinische Kanzleiwesen, die lateinische Geschichtsschreibung u. a. nur so schwierig in die zeitgenössischen Wissenschaftssystematiken eingeordnet werden können.

[10] Zur Problematik der Erschließung mündlicher Sprachdenkmäler vgl.: Hugo Kuhn, Zur Typologie mündlicher Sprachdenkmäler, (SB Bayerische Akademie der Wissenschaften 1960, Heft 5) 1960.

Klerikerkultur. Jeder Text stellt in Überlieferung, Sprache, Form und Inhalt das berühmte „Übersetzungsproblem", das alle mediävistischen Wissenschaften beschäftigt.[11] (Sogar die lateinische Schriftkultur der Kleriker steckt umgekehrt, schon sozial, tief in der mündlichen Laienkultur.)[12]

Die erste, die philologische Aufgabe literarhistorischer Mediävistik ist also: eine Phänomenologie jedes überlieferten Textes zu liefern, d. h. eine differenzierte Beschreibung der Sprache, als kultureller und literarischer Sprachschicht, der Überlieferungsgeschichte und Textgeschichte, als der Struktur mittelalterlicher Texte im Gebrauch,[13] und des (fehlenden oder erkennbaren) Text- und Autor-Bewußtseins, als Symptom für die vermittelnde Zwischenstellung des Textes zwischen beiden Kulturwelten. Denn ob Prosa oder Poesie, ob Übersetzung oder Originalschöpfung, ob Gebrauchsliteratur oder autonome – jeder Schrifttext einer Volkssprache ist im Mittelalter Teil solch schriftlicher Zwischenkultur. Die Phänomenologie führt so zunächst ins Faktische, Spezielle, Differenzierte jedes einzelnen Textes hinein – immer freilich das Philologische nicht als Selbstzweck betreibend, sondern als Instrument definierender Situationsbeschreibung. Generalisieren lassen sich dann doch gewisse Gemeinsamkeiten, teils Epochen oder Typen verbindend, teils aber auch das nach Zeiten und Typen Fernliegende zusammengreifend.

2. Als volksschriftsprachliche Zwischenkultur aber tragen alle diese Texte zusammen eine bestimmte kulturelle Aufgabe („Funktion"):[14] die Aufgabe, jenen anfänglichen Abgrund zwi-

---

[11] Zum „Übersetzungsproblem" zuletzt: Hans Hattenhauer, Zum Übersetzungsproblem im hohen Mittelalter, Zeitschr. für Rechtsgesch., Germ. Abt. Bd. 81, 1964, S. 341–358. Vgl. auch Joachim Bumke, Studien zum Ritterbegriff im 12. und 13. Jahrhundert, 1964, S. 14 u. Anm. 34–36.

[12] Zur Aufnahme laikaler, d. h. mündlicher Kulturelemente in die lateinische Schriftkultur des Mittelalters vgl. die Forschungslage zum Mittellatein selbst, zur Geschichte, Rechtsgeschichte, Musikgeschichte, Literaturgeschichte (Karl Hauck in: Dt. Phil. i. Aufriß, 2, ²1960, Sp. 2555–2624) usw.

[13] Vgl. Hugo Kuhn, Mittelalterliche Kunst und ihre „Gegebenheit", DVjs. Bd. 14, 1936. S. 223–245.

[14] Zur Problematik neuester kultur- und sozialgeschichtlicher „Funktionsmodelle" vgl. jetzt: Jürgen Habermas, Zur Logik der Sozialwissenschaften, Phil. Rundschau, Beiheft 5, 1967, S. 79 ff.

schen den Kulturwelten der *pfaffen unde leien*[15] zu überbrücken. Um 1500 schließlich, grob geschätzt, beherrschen in Europa anstelle der einen, mittellateinischen Schriftkultur einzelne nationalsprachliche Schriftkulturen die meisten Gebiete des öffentlichen und privaten Lebens und seit der Reformation auch zahlreiche Kirchen: zwar im mittelalterlichen Erbe und wissenschaftlichen Latein zunächst auch dann noch einheitlich, auch durch wechselnde Sprachdominanzen und Kulturwirkungen (Italienisch, Spanisch, Französisch, Englisch, spät erst Deutsch) weiter verbunden, aber doch immer diffiziler differenziert. Da beginnt die europäische Neuzeit, deren Ende wir erleben, mit deren „Konzert der Kulturen" wir aber noch unsere Gegenwart, mühsam genug, bestreiten. Während des Mittelalters schon – und das ist der zentrale geschichtsbildende Faktor – ergreift jedoch eine lateinisch-volkssprachlich gemischte Schriftkultur die einzelnen Volkssprachen in verschiedenem und wechselndem Verlauf, aber doch ein Kulturgebiet nach dem andern, Gattung auf Gattung neubildend.

Diesen Prozeß aus den Texten in seinen einzelnen Phasen, Kulturfunktionen und Literaturtypen zu beschreiben, eine Typologie also der volkssprachlichen Texte (schließlich auch der lateinischen), ist die zweite, die kulturhistorische Aufgabe literarhistorischer Mediävistik. Sie führt vom einzelnen Text aus ins Weite.[16] Nicht nur in die Weite der oft unergründlichen „Quellen" in lateinischer und volkssprachlicher Tradition und ihrer soziologischen Untergründe – die sich gar in bunter Mischung und mehrfacher Ablösung von Mündlichkeit und Schriftlichkeit immer neu verbinden können (ein Beispiel: Zauber-Segen-Medizin). Solche Typologie führt auch in die Weite jener so typisch

[15] Zum Gebrauch der Formel vgl. vorläufig: Helmut de Boor, Die höfische Literatur. Geschichte der deutschen Literatur von Helmut de Boor und Richard Newald, Bd. 2, [8]1966, S. 361; Marianne von Lieres und Wilkau, Sprachformeln in der mittelhochdeutschen Lyrik bis zu Walther von der Vogelweide, (MTU 9) 1965, S. 58 f. Verbreitung und Gebrauch müßten breiter untersucht werden.

[16] Als Dreischritt von „Enge" beim Text, „Weite" seiner Welt und „Synthese" im Qualitätsurteil versuchte ich die drei hier exponierten Ansätze schon ganz allgemein zu fassen in: Hugo Kuhn, Interpretationslehre, in: Unterscheidung und Bewahrung. Festschr. für Hermann Kunisch, 1961, S. 196–217.

mittelalterlichen „Faszination" durch bestimmte, immer wieder aufgegriffene Stoffe und Lebensformen: die vielfach, immer wieder erneute Faszination des Religiösen in Kult und Glaube, Reflexion und Lebensführung auch für die Laien; die Rechtsordnung der Welt: *fride unde reht, reht und genâde, minne oder reht, guot-êre-got* usw.; biblisch-antike Weltgeschichtsklitterung oder Heroengeschichte als „mythische Rückverbindung": die sechs Zeitalter, die vier Weltreiche, Alexander der Große, Rom, Karl der Große mit Roland und den Paladinen, Artus und seine Tafelrunde und die Minne-„Musterpaare", Dietrich von Bern und seine „Gesellen" und die Nibelungen-Tragödie.[17] Und diese Stoffe werden ja nicht nur literarisch geformt, sondern z. T. auch in kirchlicher und weltlicher Kunst, monumental oder in Buch-Illustrationen, im Kunstgewerbe[18] und in der Musik als gehobe-

[17] Die Nibelungenforschung ist bis heute fixiert auf die Vorgeschichte speziell der Siegfried- und Burgundentragödie; das Auftreten „Dietrichs von Bern und seiner Gesellen" im dramatischen Höhe- und Endpunkt des Nibelungenlieds hat nur Kurt Wais in einer, freilich sehr unsicheren Konstruktion als historischen Ansatzpunkt auch der Burgunden-Etzel-Tragödie gesehen. Ich frage mich, ob nicht die geschichtsmythische Tradition von dem großen Theoderich – von der wir durch Zeugnisse immer wieder hören, ohne einen alten Text oder eine alte Fabel je greifen zu können, vielmehr nur immer „Sproßfabeln" seit dem deutschen Hildebrandslied bis in die Klitterungen der Epen und der Thidrekssaga im 13. Jahrhundert – ob also die Theoderich-Tradition eben weil ohne anderen Erzählstoff als das Schlagwort vom Exil, vom *„armen kunec Dieterich"*, nicht wie die Hildebrand- so die Siegfried-Burgunden-Tragödie sich „attrahierte", d. h. als große Stoffe um das Dietrich-Bild schlang, weil ihm selbst dergleichen nicht mitgegeben war? Daß die Eddalieder – ohne Dietrich! – sowieso nur Reduktionsformen der Fabeln geben, ist heute allgemein anerkannt. Wie alt, wie fest und wie verbreitet aber sowohl die Hildebrand- wie die Siegfried-Nibelungen-Tragödie schon für sich existierten, wird so gesehen ziemlich unsicher. Die strukturelle Stelle Dietrichs von Bern und seiner Gesellen im Nibelungenlied könnte jedenfalls veranlassen, dieses – als zwar bedeutendste „tragische Konzeption" im Mittelalter – doch auch im literarischen „Faszinations"-Feld der Dietrich-Figur zu sehen.

[18] Die Unterscheidung von „Kunst" und „Kunstgewerbe" ist fürs Mittelalter unangemessen, vgl. grundsätzlich: Manfred Thiel, Die Technik und die reine Kunst, Studium Generale Bd. 7, 1954, S. 241–285. Zur Beziehung zwischen Literatur und bildender Kunst im Mittelalter sowie zur Konstanz der Stoffe: G. Bebermeyer, Literatur und bildende Kunst, RL ²1965, S. 82–102; W. Stammler, Schrifttum und Bildkunst im deutschen Mittelalter, in: Deutsche Philologie im Aufriß, Bd. 3, 1957, Sp. 789–862; W. Stammler, Wort und

ner Text-Vortragsform.[19] Sie werden „gelebt" sogar: in Kult und Heiligenverehrung und in all den religiösen und rechtlichen und geschichtlichen Begleitformen jedes Standes und Berufes, des Tages-, Jahres- und Lebenskreislaufs, mit der Gegenwart verbunden in Genealogien, in symbolischem Beziehen und symbolischen Gegenständen und Handlungen; und können auch als solche, als „gelebte", in die Texte jederzeit neu „montiert" werden. Hier werden sich also all diese kulturhistorischen Fakten, dazu kunst- und musikhistorische, ikonographische und literatur-komparatistische Parallelen zusammenfinden.

Nehmen wir gleich das 13. Jahrhundert als Beispiel. Abgerissen ist da, bis auf Reste, der älteste und bisher längste Produktions- und Überlieferungsstrang: deutsche geistliche Gebrauchsliteratur. Sie bestand zur Hauptsache aus Prosa-Übersetzungen zur Vermittlung des lateinischen Kults und der Sakramente an die Laien, aus Prosatexten zur Laien-Seelsorge, vor allem Predigten, aus Prosa- und auch poetischen Bearbeitungen kirchlicher Schulwissenschaft, von Glossen und Bibeltexten bis zur Kosmologie. Ursache für ihr Abreißen ist weder der einschneidende Sprachwandel vom Alt- zum Mittelhochdeutschen, noch eigentlich, daß die Funktion dieses Literaturtyps erloschen wäre. Aber sie hat sich geändert. An Kult und Sakramenten nahmen die Laien mehr und mehr durch das Latein selbst teil, wie z. B. das Eindringen des liturgischen Kalenders tief ins Volks-

Bild. Studien zu den Wechselbeziehungen zwischen Schrifttum und Bildkunst im Mittelalter, 1962; F. Pickering, Literatur und darstellende Kunst im Mittelalter, 1966; Raimond van Marle, L'conographie profane dans les Moyens Ages et dans la Renaissance, 2 Bde, 1931; Betty Courth, Die deutschen Bildteppiche des Mittelalters, 3 Bde, 1926; Heinrich Kohlhausen, Minnekästchen im Mittelalter, 1928; Marie Schütte, Gestickte Bildteppiche und Decken des Mittelalters, 2 Bde, 1927–1930; Roger Sherman Loomis, Arthurian Legends in medieval art, 1938; Rita Lejeune-Jacques Stiennon, Die Rolandssage in der mittelalterlichen Kunst, 2 Bde, 1966; Stichworte im RL zur deutschen Kunstgeschichte: Alexander der Große, Bd. 1, 1937, Sp. 332–344. – Artushof, ebda, Sp. 1132–1134. – Buchillustration, Buchmalerei, Bd. 2, 1948, Sp. 1384ff. – Epenillustration, Bd. 5, 1959 ff., Sp. 810–857.

Für viele Hinweise und Hilfen danke ich Frau Dr. Hella Frühmorgen-Voss, München.

[19] Vgl. zuletzt E. Jammers, Ausgewählte Melodien des Minnesangs, 1963, S. 10–22.

leben noch der Neuzeit zeigt. Für die Seelsorge der Laien erzwangen die religiösen Bewegungen des 12. Jahrhunderts, die im 13. von den Bettelorden kirchlich aufgefangen wurden, neue Ansprüche. Und die Wissensvermittlung erhielt schon vom Latein her durch die Scholastik und die neuen Schultypen ganz neue Aspekte und neue Verbreitung. Hier überall mußte also das 13. Jahrhundert auf deutsch neu beginnen.

Abgerissen ist, um 1200 schon, auch der zeitlich zweite Typ deutscher Texte: die geistliche frühmittelhochdeutsche Literatur von Mitte des 11. bis Mitte des 12. Jahrhunderts. Sie vermittelte, nun vorwiegend in gehobener einheitlich poetischer Vortragsform die Seelsorge und das Heilsgeschichtsbewußtsein der Reformbewegungen des 11. Jahrhunderts; ihr Publikum war wohl vor allem der höhere Adel. Noch bis gegen 1200 wurden diese Texte, obwohl meist Unica, zum großen Teil in Sammelhandschriften bearbeitet und vereinigt, die z. T. sogar in ihrer Anordnung bewußt den alttestamentlichen Kanon als „Laienbibeln" abbildeten. (Wien-Milstätt-Vorauer Sammelhandschrift!) Das Funktionsmodell dieses Literaturtyps in einer geschlossenen laikal-ritterlichen Gesellschaft beweist sich geradezu durch seine Wiederkehr im Deutschen Orden von ca. 1300 bis 1350 nach Überlieferungstypen, Funktionen, Stoffen und Formen.

Aber dieser zweite geistliche Literaturtyp deutscher Sprache erlag rasch und vollständig jener neuen, mittelaltergeborenen Dichtung der Laien selbst, der Ritter,[20] die seit Mitte des 12. Jahrhunderts in mehreren Rezeptionsstufen aus Frankreich nach Deutschland kam, einer Laien-Weltliteratur: Minnesang, Aventiure- und Minne-Epos. Ihre Faszination durch Form und Inhalt strahlte ungebrochen weit übers 13. Jahrhundert fort in alle europäische Literaturen. Sogar die Überlieferung der deutschen „Klassiker" um 1200, also ihr direktes Fort-Bestehen, wurde getragen von einer erstaunlich lebendigen und breiten Fort-Produktion im 13. Jahrhundert selbst, getragen durch einen neuen Typ volkssprachlicher „Literaten". Auch was an poetischen Stoffen und Gattungen von den fruchtbarsten dieser Literaten aus

[20] Zum Wort und Begriff jetzt: Joachim Bumke, Studien zum Ritterbegriff im 12. und 13. Jahrhundert, (Beihefte zum Euphorion 1) 1964.

älteren Vorbildern wieder aufgegriffen wurde: Weltgeschichtsepik, Alexander, Karl der Große usw., oder was jetzt erst neu in die Überlieferung tritt, die Kurzerzählung in Reimpaaren etwa oder Didaktisches und Allegorisches – all das stellt sich unter die Leitsterne der höfischen Dichtung: Minne – Aventiure – Gott.

Ganz neu bringt das 13. Jahrhundert in deutsche Schriftlichkeit eine Prosaliteratur neuer sachlicher Funktionen: einen neuen, den karolingischen Strang ablösenden Typ geistlicher Prosa in Predigt und Seelsorge der Bettelorden und in früher Frauenmystik; erste Ansätze neuer Wissens- und ökonomischer Praxis-Literatur; die völlig neue deutsche Schriftlichkeit in Laienrecht und -verwaltung; in literarischer Kunst die erste Übersetzungsprosa aus dem französischen Lanzelot-Zyklus.

3. Vieles davon behandeln, am Material möglichst aller überlieferten Texte und chronologisch oder typologisch in einen äußerlichen Zusammenhang gebracht, auch unsere traditionellen Literaturgeschichten. Aber mit einer gewissermaßen schizoiden Methodik: Die autonome poetische Literatur nehmen sie ganz als „Dichtung", d. h. oft unter dem Anachronismus ältester bis jüngster Geschmacksurteile (Beispiel: „Epigonentum" des 13. Jahrhunderts) – die Gebrauchspoesie und Sachprosa dagegen ganz als Kultur- und Geistesgeschichte; solche Texte werden als Sprachgebilde beurteilt höchstens unter sprachgeschichtlichen und vagen stilistischen Kategorien. Sucht man aber, wie hier, alle überlieferten Texte einer Volkssprache zusammenzufassen in einer Literaturtypologie der entstehenden und mit dem Ende des Mittelalters durchgesetzten volkssprachlichen Schriftkultur, so scheint sich die einzelsprachliche Literaturgeschichte auszuweiten, ja ganz aufzulösen in eine Gesamt-Mediävistik, eine allgemeine Kulturgeschichte um die volkssprachlichen Texte herum.[21] Das aber wäre einfach vermessen: viel zu weit für ein Fach, gar die Philologie nur einer Sprache[22] – und zu wenig für sie.

[21] So stellt es sich etwa vor: F. P. Pickering, Erwägungen zum Studium des deutschen Mittelalters, in: Die Wissenschaft von deutscher Sprache und Dichtung. Festschr. für Friedrich Maurer, 1963, S. 383–398.

[22] Zur methodischen Begründung der Vielheit von Philologien vgl.: Hugo Kuhn, Germanistik als Wissenschaft, in: Dichtung und Welt im Mittelalter, 1959, S. 70–90.

Die mediävistische Germanistik stößt hier an ihre dritte und eigentliche Aufgabe: Ausgrenzung einer Literaturgeschichte, Literaturgeschichte aber aller volkssprachlichen Texte, nachdem sie sie phänomenologisch-philologisch und typologisch-kulturgeschichtlich als Sprachgebilde beschrieben hat. Welche literarischen Kriterien aber greifen durch alle Texte hindurch, durch die Sachbereiche wie die ästhetisch-literarischen Fiktionen?

Beginnen wir mit den im 13. Jahrhundert neuen und originellsten, aber für die traditionellen literarhistorischen Kategorien schwierigsten Schrifttexten, der deutschen Sach-Prosa z. B. von Rechts- oder religiösen oder historischen Texten. Ihre Stoffe gehören natürlich auch in die einzelnen mediävistischen Sachwissenschaften und Wissenschaftsgeschichten. Sie wirken aber, als Sach- und Zeit- und Bewußtseinshintergrund, umgekehrt so tief auch in alle poetischen Gattungen der Zeit hinein, daß, so gesehen, der Literaturgeschichte zu tun fast nichts mehr übrig bliebe. Die Ausgrenzung muß anders erfolgen, weil die Sachen in beiden Gestaltungstypen zum großen Teil dieselben sind.

Nicht möglich ist also auch eine Abgrenzung, die das Sachverständnis der deutschen Rechts-, Geschichts- und religiösen Texte nur den Sachwissenschaften zuwiese, der Germanistik aber ihre sprachliche und philologische Aufbereitung. Denn die Sachwissenschaften haben, und hatten schon lange vor den Neuphilologien, ihre eigenen mediävistischen Philologien. Zwar waren und sind ihre Leistungen in Geschichtswissenschaft, in Theologie- und Philosophiegeschichte und Rechtsgeschichte vor allem an lateinischen Texten erarbeitet, die deutschen waren – mit Ausnahme der Rechtsbücher natürlich – lange als Quelle minderen und mindesten Wertes verachtet und höchstens antiquarischem Interesse überantwortet. Aber auch die Tatsache, daß sich hier die Fragen und damit auch die Wertungen sehr verändert haben, daß man neben der Fakten-Richtigkeit jetzt auch das Geschichts-, das Rechts-, das Frömmigkeitsbewußtsein erfragt, wozu die im Faktischen oft minderwertigen deutschen Texte nun neuen Quellenwert für die sonst schriftlose Laienkultur erhalten – daß andrerseits germanistische Textentdeckungen und Interpretationsverfeinerungen in letzter Zeit vieles Sachliche hier aufgeholt,

ja überholt haben[22a] – ändert nichts an der um so nötiger gewordenen philologischen Zusammenarbeit. Auch eine zweite „saubere" Arbeitsteilung ist nicht möglich: Sachgehalt und Sachwertung den Sachwissenschaften – Stilanalyse und Stilwertung der Literaturgeschichte! Die müßte sich dann wieder wie einst fast nur mit der Sammlung nichtssagender Stilfiguren begnügen; und den Sachwissenschaften wäre mit der Sprache ein wichtiges Qualitätskriterium auch der Sachen geraubt. Denn Sache und Sprache lassen sich, wie heute jedermann weiß und die moderne Logik beweist, nicht so billig trennen.

Und doch hat es die Literaturgeschichte letztlich und endlich mit Qualitätskriterien und Qualitätsurteilen über die Texte in ihrer Sprache zu tun – aller Schrifttexte der Volkssprache im Mittelalter, sofern man ihre philologische Phänomenologie und kulturhistorische Typologie als von der Sprache selbst aufgegebene Tatsachenforschung ernst nimmt. Was die Phänomenologie an den Texten als spezifische sprachliche Zwischenstellung zwischen mündlich deutscher Laien- und schriftlich lateinischer Klerikerkultur verstanden, was die Typologie an ihnen als sprachliche Funktions- und Gestaltmodelle dieser „Zwischenkultur" geortet hat, soll die Literaturgeschichte ordnen als eine Reihe von Wertungen sprachlich-literarischer Qualitäten. Wie ist dieser Sprung aus geschichtlicher Tatsachenforschung in Qualitätsurteile methodisch zu verstehen?

Die Aufgabe einer methodisch begründeten Literaturgeschichte enthält also zwei Grundsatzfragen, eine faktische und eine methodische. Die faktische (a): Welche Texte aus dem weiteren mediävistischen Umkreis der philologisch-phänomenologischen Aufarbeitung und der kulturhistorisch-typologischen Funktionszusammenhänge volkssprachlicher Literatur muß oder darf eine Literaturgeschichte behandeln? Und die methodische Frage (b): Von der historischen Tatsachenforschung der Texte, eben der beschreibenden Phänomenologie und der funktional verbindenden Typologie, führt anscheinend nur ein methodischer Sprung zu den Sprachqualitäts-Kriterien und -Urteilen, die seit

[22a] Ich erwähne nur als Beispiele die Arbeiten von Wolfgang Stammler, Josef Quint, Kurt Ruh, Gerhard Eis.

je Ziel und Halt der Literaturkritik wie der Literaturgeschichte waren.

Die methodische Frage (b) geht der Faktenfrage (a) voran. Jedenfalls ist sie die Ursache der schwierigen Position der Philologien allgemein in der wissenschaftstheoretischen Diskussion von heute. Nachdem die Dialektik zwischen „Natur- und Geisteswissenschaften" veraltet ist,[23] trifft doch auch die jüngst herausgearbeitete Dialektik zwischen neuen „nominalistischen" Modellen in Natur- und sozialen Erfahrungswissenschaften einerseits und der „Verstehens"-Problematik historischer Wissenschaften andrerseits[24] die Philologien zumindest nicht. Sie haben eine weitere, oben (b) angedeutete Dialektik auszutragen: zwischen dem ganzen Problemkomplex historischer Tatsachen- und Ursachen-Erkenntnis („Prognosen nach rückwärts" oder doch kausale Beschreibung von „Einzelfällen": Popper) einerseits und Sprachqualitäts-Urteilen (Kriterien zeitlich-überzeitlicher Sprach-Wirkung)[25] andrerseits.

---

[23] Vgl. die hauptsächlich auf die Soziologie bezogenen Diskussionen bei Karl R. Popper, Das Elend des Historizismus, deutsch 1965; J. Habermas, Zur Logik der Sozialwissenschaften, Philos. Rundschau 1967, Beiheft 5; eine kritische Bestandsaufnahme und Einordnung des neuen „Nominalismus" (Popper) ist mir vorerst noch nicht möglich. Zur Kritik der älteren Diskussion über „Natur- und Geisteswissenschaften" vgl. aber auch H. G. Gadamer, Wahrheit und Methode, ^{2}1965.

[24] So das Ergebnis bei J. Habermas, s. Anm. 23.

[25] Materiell überzeitliche Dauer gibt der Sprache (1), die im mündlichen Gebrauch ja verklingt, nur die Schrift auf überdauerndem Material. Sichtbare Formen und Farben (2) dauern durchweg überzeitlich, sofern aus dauerndem Material. Gestalten aus Tönen (3) müssen grundsätzlich erklingen, also auch verklingen; hier bedeutet Notation auf überdauerndem Material sowohl einen grundsätzlich weitesten Abstand zur Gestalt wie ein grundsätzlich engstes Verhältnis zum Gebrauch (weil sie mehr ihn als die Gestalt selbst abbilden kann). Sprache als materiell überdauernde Form (1) steht also etwa in der Mitte zwischen den sichtbaren (2) und den nur erklingenden Formen (3).

Form-Qualitäten liegen – wieder zunächst nur faktisch-historisch angesehen – für alle drei Künste quer zur materiellen Form-Dauer, zumindest in einigen Bedingungen (vgl. Andrew Jaszi, Das Wort in der Zeit und das Ding in Zeit und Raum. DVjs. Bd. 37, 1963, S. 1–21 und S. 169–196). Sie können (a) sogar bei verklingendem oder doch verbrauchendem Gebrauch überzeitliche Geltung als Qualität erreichen; andererseits noch bei bester überzeitlicher Notierung den beschränktesten Zeitdauer-Horizont haben. Und (b):

Übergehen wir hier die lange Problemgeschichte des literarischen Qualitätsurteils. Heute kann es sich jedenfalls nicht mehr berufen auf Trennungen von natürlichen und ästhetischen Gegenständen, von subjektiven Lust- und Geschmacksempfindungen und objektiver Welt, von Erlebnis- und Tatsachen-Welt, von rational und irrational usw.[26] – sondern nur auf die Sprache selbst, ohne Unterscheidung von Inhalt und Form, Sache und Aussage. Dazu tragen jedoch auch – worauf ich nicht eingehen kann – weder ein „existenzielles" Verstehen der Texte noch eine „strukturalistische" Ästhetik noch, einstweilen, die neuesten mathematisch-logischen Struktur- und Datenverarbeitungsmodelle natürlicher Sprachen bei.

Gebrauchswert, Zeitwert und überzeitlicher („Museums"-)Wert (vgl. Hugo Kuhn, Versuch über Interpretation schlechter Gesichte, in: Konkrete Vernunft, Festschr. für E. Rothacker, 1958, S. 395–399) bilden ein ganz labiles System, abhängig von der rezipierenden Kulturgegenwart und mit ihrem Wandel immer wieder revidierbar. Dabei kann gerade die zeitbezogenste und -bedingteste Form überzeitlichste Qualität erreichen, ja – weil wir Qualität ganz und gar nicht im bloß Formalen sehen wollen und können – wird in der Tat die, heute in West und Ost schon konvergierend herausgearbeitete, gesellschaftskritische Aussage von Texten in einer Zeitsituation sehr oft gerade überzeitlichste Sprachqualitäten hervorrufen, so z. B. im Artusroman Chrétienscher Prägung oder bei Walther von der Vogelweide.

Und doch lösen sich (c) mit der („kunstwissenschaftlichen") Qualitätsfrage die drei Künste als Gegenstand aus dem historischen Motivations-, Situations- und Ziel-„Verstehen" wieder heraus, geraten mit der Tatsache ihrer dauernd gegenwärtigen Formen in die Nähe sowohl rein naturwissenschaftlicher „Richtigkeits"-Kategorien wie absoluter „Wert"-Kategorien.

Das Sprachqualitäts-Urteil über Texte – um hierfür das Fazit zu ziehen – hat es also faktisch einerseits, im Unterschied zur historischen Forschung, mit jetzt und hier gegebenen Sachbeständen zu tun: mit bis zu uns materiell überdauernd gegenwärtigen Sprachgestalten. Andererseits sind seine Kriterien, auch die gegenwärtigen, doch nur historisch veränderliche, von uns historisch zu erforschende: „objektiv"-historisch die jeweils wirksame Balance von Gebrauchs-, Zeit- und überzeitlicher Sprachqualität; „subjektiv"-historisch die Geschichte literarischer Qualitätsurteile und vom jeweiligen historischen Bewußtsein abhängiger „Geschmacksurteile". Mit beiden dringt wieder die Problematik historischer Forschung in die Sach-Urteile über die als Form direkt gegenwärtigen Text-Qualitäten formaler wie inhaltlicher Aussagen ein.

[26] Vgl. Gadamers (s. Anm. 23) Kritik an der subjektiven Ästhetik seit Kant. Gadamers existenziell-objektive Ästhetik bleibe hier undiskutiert.

Die „Sprache selbst" aber: schon das Wort trifft heute auf eine Flut von empirisch wie philosophisch wie mathematisch-logisch „linguistischen" Reflexionen. Aus ihnen entlehnen könnte das philologische Einzelfach nur über seltsame Umwege zu seinem eigenen Stoff. Dieser selbst, der bisherige Forschungsstand und seine methodische, Sach- wie Standpunkt-bezogene Reflexion müssen weiterhelfen – ein methodisches „Probieren" also am gegebenen Sachverhalt. Dabei werden sich weitere Zusammenhänge mit der heutigen wissenschaftstheoretischen Diskussion vielleicht herausstellen.

Nur eine unvorgreifliche Andeutung sei vorweg gewagt. Die bisher radikalste Kritik aller objektivistischen „Abbildungs"- und subjektivistischen „Meinens"-Theorien der Sprache, Ludwig Wittgenstein in seinen „Philosophischen Untersuchungen",[27] orientiert sich zwar auch, wie seine frühere Sprachlogik im „Tractatus logico-philosophicus", ganz an der Frage der Sprach-„Richtigkeit". Aber Wörter und Sätze werden hier analysiert in ihrer „Situation":[28] als „Sprachspiele" des Sachbezugs (der „Satzradikale") zwischen Sprechern und Partnern, ja auch zwischen Vergangenheit und Zukunft der Situation, in den differenziertest möglichen „modi" des Bezugs. Und: diese „Sprachspiele" sind „Lebensformen" – sie sind die Tatbestände überhaupt. Erlaubt diese Anti-Theorie der Sprach-Richtigkeit eine – von Wittgenstein her sicher ungeheuerliche – metaphorische Ausweitung zur Anti-Theorie der Sprach-Ästhetik: Die Qualität eines Textes ist: Umfang und Niveau seines „Sprachspiels" als „Lebensform"? Oder ohne diese Bilder: Die Qualität eines Textes ist: Umfang und Niveau der anthropologischen Situation, die seine Sprache „ist"? Wobei freilich einstweilen die Worte „Umfang und Niveau" und ihre

[27] L. Wittgenstein, Philosophische Untersuchungen, in: L. Wittgenstein, Schriften [Tractatus logico-philosophicus, Tagebücher 1914–1916, Philosophische Untersuchungen], Suhrkamp 1960. (Satzradikal: S. 299 Fußnote.)

[28] Schon 1954 wies ich, noch ohne Kenntnis von Wittgensteins Philosophischen Untersuchungen, auf die „Situation" als Konvergenz-Punkt der linguistischen und literarhistorischen Kategorien hin (Germanistik als Wissenschaft, wieder abgedruckt in: Hugo Kuhn, Dichtung und Welt im Mittelalter, 1959, insb. S. 86–90). Meine Überlegungen gingen damals aus von dem Werk meines philosophischen Lehrers Richard Hönigswald. Auf die vielfachen Ansätze einer „Situations-Linguistik" sonst kann ich hier nicht eingehen.

Entfaltung zu einer kritischen Poetik, Stilistik und Bewertung der einzelnen Texte gerade die zu klärenden Tatsachen bleiben. Damit auch auf die Faktenfrage (a) eine, ganz vorläufige, Antwort, Konsequenz auch aus unserer Phänomenologie und Typologie volkssprachlicher Texte im Mittelalter: Soweit Texte ihr „Sprachspiel" vorwiegend in der Gesamt-Situation ihrer Sprache bestreiten, d. h. sofern ihre Sprache eine „Lebensform" ist, gehören sie auch alle in eine Literaturgeschichte, unterstehen,heißt das, auch den Qualitäts-Kriterien dieser Sprache. Und das ist der Fall in den volkssprachlichen Texten des Mittelalters. Auch wo sich hier kulturhistorische Sonder-Situationen ausgrenzen, geschieht das noch nicht in „Sonder-Sprachen", sondern in der einen, vorwiegend auf die Laien-„Zwischenkultur" überhaupt bezogenen Volks-Schriftsprache. Alle diese Texte liegen also noch – auch noch! – in einem Feld der Sprachqualität.[29] Die

[29] Um die ganz verschiedene „Ausgrenzung" von Texten, die phänomenologisch und typologisch zwar eine kulturelle Einheit bilden, durch die Qualitätskriterien der Literaturgeschichte zu demonstrieren, gebe ich ein paar extremste Beispiele.

(a) Wenn es eine ideal „richtige" formalisierte Sprache („ein vollständig formalisiertes System der mathematischen Logik": Stegmüller S. 690) gäbe – so wäre ihre philologische Phänomenologie, als Festsetzung ihrer Zeichen, und ihre kulturhistorische Typologie, als Möglichkeit ihrer funktionalen Verbindungen, identisch mit ihrer literarhistorischen, d. h. sprachlichen Qualität: diese bestünde ausschließlich in der Richtigkeit der Sätze, vielleicht hätte sie historisch noch zu tun mit der Eleganz von Beweisen oder der Schönheit der Mathematik u. ä.

(b) In einer Welt-Kultur natürlicher Sprachen, wie sie sich seit dem späteren 19. Jahrhundert in unsere Gegenwart hinein entwickelt hat, besteht zwischen der philologischen Phänomenologie aller Texte (Sprachschichten, Sach-Berufs- und Sondersprachen etc., Reproduktionstechniken, Text- und Autorbewußtsein) und ihrer kulturhistorischen Typologie (Funktions- und Gebrauchsbereiche) einerseits und andererseits ihrer literaturhistorischen Qualität eine so tiefe Differenz, daß nur die wenigsten Fälle der Verwendung der natürlichen Sprachen noch Sprachqualitäts-Kriterien zugänglich sind. (Auch Sprachpuristen und moralische Sprachkritiker können den Wirkungskreis von Sprachqualitätsurteilen fast überhaupt nicht vergrößern). Der westliche Luftverkehr kann z. B. nur noch auf Englisch und nur in Formeln abgewickelt werden. Und ähnlich haben sich die Sondersprachen der meisten Lebens- und Kulturgebiete bis hin zur formalisierten Logik sachlich so weit von ihrer Verbindung mit der natürlichen Sprache gelöst – obgleich sie selbstverständlich an ihrer Grammatik wie an der weiteren Entwicklung der Umgangssprache angebun-

Möglichkeit solch einheitlichen Sprachqualitäts-Urteils und seine Abgrenzung von den Sachfragen in allen Texten unserer Epoche muß sich an ihnen selbst erproben.

II.

Versuchen wir uns mit Beispielen aus dem deutschen 13. Jahrhundert, womit auch zum Schluß mehr Textnähe in unsere methodischen Überlegungen kommt, und beginnen wir mit den zunächst für literarische Wertungsfragen leichter zugänglichen poetischen Texten.

Die Leitsterne, wie ich sagte, jene Typengruppe poetischer Laienliteratur, die in Deutschland schon vor 1200 soziologisch etabliert und literarisch autonom war und das 13. Jahrhundert weiter beherrscht: Minnesang und Aventiure-Epos, sind eben die Worte: Minne und Aventiure. Minne nun handelt von der Liebe zwischen Mann und Frau; Aventiure von der Kampfbegegnung zwischen Männern und dem „Abenteuer". Zugleich aber sind die beiden Worte, gemessen am Gebrauch von Liebe und Abenteuer, den wir, auch literarhistorisch zeitgebunden, vorverstehen, ganz

---

den bleiben – daß die übersprachliche jeweilige Sachverständigung meist leichter ist, als sie in der natürlichen Sprache allgemein verständlich zu machen. Für Qualitätskriterien der natürlichen Sprache sind schließlich nur noch – mit wenigen und oft mehr zufällig gerühmten Ausnahmen – die „Literaten" zuständig. Sie aber haben ihrerseits, seit dem Beginn der „Moderne" vor nun auch bald 100 Jahren, mehr und mehr an allgemeiner Kulturqualität erobert: weniger mit dem Genre der vermittelnden Sachbücher und der Illustriertenreportagen als mit der höchst legitimen Kulturkritik ihrer Sprach-Vermischungen und Sprach-Zerstörungen.

(c) In mündlichen Kulturen sind Phänomenologie, Typologie und Sprachqualität wiederum sozusagen identisch: die Kulturgebiete, noch weithin undifferenzierte Bereiche der Lebensfunktionen, tragen ihr Sachwissen durch sprachliche Sachformeln, auch unterstützt durch Sprachformeln bis hin zur „Poesie", im Gedächtnis weiter; Sprachqualitäten sind also – ähnlich dem entgegengesetzten Extrem der formalisierten Sprache – weithin Sachqualitäten.

(d) In „Mischkulturen" (wie im europäischen Mittelalter) stehen oft Hochsprachen oder Kunstsprachen mit starker Kulturdifferenzierung den noch an der Undifferenziertheit mündlicher Kultur teilhabenden Volkssprachen gegenüber. Daß sich daraus die buntesten Mischungen von Sach- und Qualitätskriterien ergeben, ist klar.

irreale Gedankengebilde, rein sprachliche Seifenblasen wenn man so will. Mit dem Wort Minne ist zwar die Liebe zwischen Mann und Frau anerkannt als die stärkste physische und personale Triebkraft im irdischen Menschenleben. Sie wird sogar sehr frei von sozialen Kontrollen und Tabus genommen, etwa der Ehe, gehört soziologisch zum weitverbreiteten feudalen Kulturtyp der „noblen Passion" – eine Auffassung, die im Mittelalter erstaunlich sicher und geradezu glanzvoll neben der kirchlichen, vorwiegend asketischen Sexuallehre dasteht, unangefochten sogar in der Gesellschaftskultur der Kleriker (Carmina Burana!) – was wohl wieder mit dem Nebeneinander der zwei Kulturwelten zusammenhängt. Das alles ist noch Typologie. Was an der Minne ist sprachliche, literarische Qualität?

Aus der „noblen Passion" entwickelten ritterliche Berufssänger und Dilettanten seit Mitte des 12. Jahrhunderts in Sprachprägungen des gehobenen gesellschaftlichen Vortrags (als solistisches Strophenlied oder Verserzählung) die „hohe Minne", „fin' amors" usw. Hier wurde die physische und psychische Anziehungskraft, der Frau gesteigert zum höchsten irdischen Ziel, *summum bonum* auf Erden, durch Gott als Schöpfer legitimiert. Das Angezogensein des Mannes wurde stilisiert zum Dienst auf Lohn, Dienst auch ohne Lohn, zur höchsten Beanspruchung aller irdischen Kräfte und Tugenden, ja zur Selbstaufgabe, um in der irdischen, aber schwierigst erreichbaren und höchsten Wertigkeit der *unio* mit der Frau sein Selbst zu gewinnen. Diese, erstaunlich konsequent fortgetriebene, ganz irreale Reflexion ist in ihrer Sprache doch nicht Gesellschaftsspiel, nicht Artistik, nicht Weltanschauung, nicht soziale Ideologie oder was immer das traditionelle Literaturverständnis daraus machen wollte. Sie ist auch nicht Symbol, selbst wenn man das viel mißbrauchte Wort in der von Ernst Cassirer versuchten Präzisierung verstehen wollte. Sie ist: ein Spiel mit ganz wenigen Sprachfügungen, Bildern, Vorstellungen – ein „Sprachspiel" als „Lebensform", wenn Sie mir nochmals den ungeheuerlichen metaphorischen Mißbrauch von Wittgensteins Formel verzeihen wollen. Oder: die „hohe Minne" ist ein spezifisches, künstliches Sprach- und Aufführungs-Formgebilde von doch stärkster anthropologischer Dichte in konkreter historischer Situation. Das etwa ist ihre literarische Qualität.

Alle Qualitätsnuancen des frühen und hohen Minnesangs müssen wir hier übergehen. Fürs 13. Jahrhundert aber ist in der Tat entscheidend jene Qualitätsdifferenz zur „klassischen" deutschen Phase um 1200, obwohl die Prägungen und Appelle dieses Literaturtyps fast unverändert und weit verbreitet fortgebraucht werden. Die Qualitätsdifferenz liegt ausschließlich im Gebrauch der fast unveränderten Sprach- und Kunstform. Im deutschen Minnesang bis zu Walther von der Vogelweide wurde sie gebraucht als gesellschaftskritischer Appell an die Person, die „Persönlichkeit" des ritterlichen Mannes und, schließlich bei Walther, auch der höfischen Dame. Neben und nach Walther aber verwandelt sich fast unmerkbar dieser Gebrauch des persönlichen Appells in einen „Gebrauch des Gebrauchs". Das soll heißen: die unveränderten Sprach- und Formprägungen „spielen" plötzlich nur mehr gesellschaftliches Brauchtum und verlieren damit die Qualität des persönlichen Appells. Darum sind sie nun maniriert. Der Grund dafür ist, daß sich die Realität spätmittelalterlicher Gesellschafts- und Standesformen als „Lebensformen" an die Stelle hochmittelalterlicher Ideologie-Realitäten als „Lebensform" gesetzt hat. Und die soziologische Begleiterscheinung ist, daß statt der im Gebrauch noch illiteraten, weil als Gesellschaftskritiker ihrer illitteraten Gesellschaft sprechenden, Meister um 1200 nun volkssprachliche Literaten sprechen, jetzt erst „Meister" im Sinn des Spätmittelalters, ob Berufskünstler oder Dilettanten; daß sie im Verständigungsfeld des Wissens und Könnens sprechen und nicht mehr in dem des Wollens und Forderns!

Entsprechendes ließe sich auch an der „Aventiure" analysieren – ich muß das für jetzt übergehen. Nun gut: das sind vielleicht Fragen intern literarischer Qualitäten, sie mögen Literarhistoriker weiter beunruhigen. Wie stellen sich die kulturhistorisch viel weiter tragenden deutschschriftliterarischen Neuerungen des 13. Jahrhunderts, die neuen Texte der Sach-Prosa, unserer literarhistorischen Qualitätsfrage? Und wie verhält diese sich hier zur historischen Situation? Ich wähle wieder nur noch ein Beispiel, das qualitativ wohl beste: den Sachsenspiegel des Eike von Repgow. Wäre er einfach das einsame Werk eines genialen Juristen, ließe sich leichter auch zwischen Juristen und Literarhistorikern über seine literarische Qualität reden. Aber er ist nur ein, und

nicht einmal der früheste, Text aus dem nun plötzlichen Anbruch deutscher Schriftlichkeit im ganzen laikalen Rechtsbereich. Deutsche Reichs- und Landesgesetze, Stadtrechte, deutsche Urkunden und Stadtbücher schießen im 13. Jahrhundert aus der bis dahin nur lateinisch bezeugten oder mündlich für uns stummen Verbindlichkeit des Laienrechts auf. Auch wenn viele Fragen der Geltung des Laienrechts zwischen Schriftform und mündlicher Tradition heute wieder kontrovers sind, schon für die lateinischen Volksrechte – das 13. Jahrhundert ist typologisch der entscheidende Wendepunkt zur volkssprachlichen Schriftlichkeit des Laienrechts.

Das ist auch noch Typologie. Was daran ist Literaturgeschichte, ist literarische Qualität? Nicht einfach Persönlichkeit und persönlicher Stil des Spieglers. Aber der große Sprach-Atem, einfach gesagt, dieser Rechtsprosa. Er läßt sich nicht mit stilistischen Kategorien analysieren. Auch der Literarhistoriker muß und kann die Sache selbst sehen: die vielleicht für uns unsystematische, aber umso lebendigere Bedächtigkeit für den ganzen Lebens-Anwendungsbereich dieses Adels-Rechts; seine sprachlebendigen bildlichen Gliederungen; die Qualität seines Sprechens vom „guten" und „alten" Recht in einer Welt aus lauter einzelnen Rechtsfällen – was die wohl echten Teile der Reimvorrede gerade in dieser gehobenen Vortragsform aussprechen –; kurz: die ganz besondere Qualität dieser Sprachform zwischen mündlichem Wissen und der erzwungenen und mühevollen deutschen Schrift-Fassung. Mit solchen und vielen feineren Qualitätskriterien der Sprache als „Sprachspiel" der Sache läßt sich Eike als Gipfel der neuen Rechtsprosa sehen, läßt sich auch eine Reihung der Qualitäten dieser ganzen neuen Schrifttext-Gattung erarbeiten.

Ich muß darauf verzichten, Entsprechendes an anderen Texten der Sachprosa, etwa der Redaktion der Predigten Bertholds von Regensburg, den Revelationen der Mechthild von Magdeburg, am literarischen Prosa-Lanzelot zu versuchen, geschweige die Fülle der Erscheinungen im 13. Jahrhundert zu differenzieren. Es bleibt mir höchstens noch die Zeit, wenige gemeinsame Züge des 13. Jahrhunderts an den deutschen Texten zu demonstrieren. Zwei Typengruppen deutscher Texte, in vielen Hinsichten unterschieden: die eine eine neue „Literatenliteratur" in Fortführung der

Ritterdichtung, die andere eine neue Sach-Prosaliteratur, gehen doch in einigen Grundzügen ihrer Phänomenologie, ihrer Typologie und ihrer Qualitätsgeschichte überraschend zusammen. Ähnlich ist phänomenologisch vielfach schon die Überlieferungsgeschichte. Wirklich breite Überlieferung auch so viel benutzter Texte wie des Sachsenspiegels beginnt erst vom 14. Jahrhundert an, obwohl alle Autor- und späteren Redaktionen, auch die Bilderhandschriften des Sachsenspiegels schon im 13. Jahrhundert ihren Ursprung haben. Deutlicher sprechen Fälle wie die Redaktion der deutschen Predigten Bertholds: während seine lateinischen Predigten sich als homiletisches Handbuch über das ganze lateinische Europa ausbreiten, greift die Massenverbreitung deutscher Seelsorge- und Predigttexte im 14. und 15. Jahrhundert kaum mehr zu Berthold zurück. Und Mechthild von Magdeburg: nur der mystische „Betrieb" um Heinrich von Nördlingen rettet ihr Werk in einer oberdeutschen Übersetzung um 1343/45 in Basel. Die epische Ritterpoesie kennt zwar einige frühe Sammlungen der „klassischen" Werke von ca. 1200 sogar noch ohne Beimischung der „Fortsetzer-Literaten", so in der St. Galler Handschrift 875. Die Regel ist aber Überlieferung mit und durch die Literatenkreise des 13. Jahrhunderts. Der Minnesang bleibt, umgekehrt, und nur aus dem Fortsetzer-Betrieb des 13. Jahrhunderts verständlich, für uns schriftlos bis ganz ans Ende des Jahrhunderts. – Die beiden im 13. Jahrhundert einschneidend neuen deutsch-schriftliterarischen Erscheinungen: die „Literatenpoesie" einerseits und die Sach-Prosa andrerseits, zeigen also überlieferungsgeschichtlich noch eine gewisse Isoliertheit der neuen Schriftkultur an: nur wenige Zentren, diese aber von erstaunlicher Aktivität und Qualität. Solche Zentren sind z. B. für die Literatenpoesie die staufische Verwaltung in Deutschland, später der Böhmerhof, aber auch städtisches Patriziat in Basel-Zürich-Straßburg z. B.; in der Sachliteratur liegt das wohl stärkste Zentrum bei den Franziskanerhäusern in Magdeburg und Augsburg: Rechtsbücher-Rezeption nach Oberdeutschland, Berthold-Predigten, sogar ineinandergearbeitet; auch der Stricker könnte sich an die Franziskaner gehalten haben. – Solche Konzentrationen bezeugen aber doch eine nun erreichte Etablierung der deutschen Schriftlichkeit.

Typologisch ist die stärkste Gemeinsamkeit der Zug zur „Summe". Literarisch arbeiten die Fortsetzer der Epenfragmente Wolframs von Eschenbach und Gottfrieds von Straßburg aus demselben Zwang zum „Zyklus", auch von den Auftraggebern und Überlieferungsträgern her, der auch den ersten Übersetzer zum Lanzelot-Artus-Prosa-Zyklus führt. Die Weltgeschichte Rudolfs von Ems wie der Trojaroman Konrads von Würzburg bleiben bei ungeheurem Umfang als Fragmente in der summativen Stoffüberfülle stecken. „Summen" konkreter Detail-Urteile über die ganze zeitgenössische Welt, die adlige und z. T. auch die bürgerliche und bäuerliche, sind Freidanks „Bescheidenheit", die „Welt" des Strickers, die Berthold-Predigten, schließlich auch die Rechtsspiegel. (Die großen Dichter um 1200 gestalteten episodisch und punktuell!)

Der Qualitäts-Hintergrund, die „Lebensform" dieses Zugs zur „Summe" ist doch wohl jene neue „Außenperspektive" der Welt, die auch in den anderen Künsten und Lebensbereichen sichtbar wird: ein Bewußtwerden der nebeneinanderstehenden Einzelrealität der Stände und Berufe, ihrer Rechtsfälle und Laster und Tugenden, die auch in der Literatenliteratur oft die stärkste Realität sind; aber auch literarisch: ein neues Bewußtsein der gesellschaftlichen, ob auch künstlich-formalen „Anwendungstypen" des Minnesangs und der Spruchdichtung, der literarischen Abenteuer, großartig detailgefüllt in der Lanzelot-Prosa, der Brautwerbungen und Generationen in der Kudrun etc. Die „juristische" Ordnung und Bewertung von „Fällen" wird oft geradezu ein literarisches Organisationsgesetz.

Der zweite Qualitäts-Grundzug ist ein überraschender Pessimismus in und aus der Sicht dieser „Summen". Er zeigte sich schon in der Resignation der Alterswerke Walthers und Wolframs, in Gottfrieds Tristan. Nun findet sich darin der Jüngere Titurel mit der Lanzelotprosa; des Strickers „Welt", eine „Summe" aus Kleinwerken, mit dem Kleinwerk „Meier Helmbrecht", mit Freidanks „Bescheidenheit"; noch die Anklage ihrer „Feinde" in Mechthilds von Magdeburg *vita nova* und Bertholds oft überscharfe Ständekritik zeigen diesen „Pessimismus" auch in geistlichen Bereichen. Ich verzichte auf viele weitere Beispiele.

War der Beginn des Spätmittelalters, wie wir ihn hier nicht von den historischen Fakten her, sondern von Funktionen und Gestaltungen der Volkssprache her sehen, begleitet, vielleicht tiefer begründet in einem „stress"-Gefühl den neuen historischen Entwicklungen gegenüber? Und war das neue literarhistorische Faktum einer breiten deutschen Schriftkultur aller Lebensbereiche vielleicht gerade auch in seinen besten Qualitäten mitbegründet durch jenen so wenig leichten Abschied vom Hochmittelalter, dessen Stimmung das ganze deutsche Spätmittelalter beherrscht? Die Frage bleibt offen – vielleicht überfordere ich damit mein Material und meine Methode.